Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 176. **Sonnabend** den 6. April 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Der „geistesgestörte" De Wet.

Ein gefangener Boere hat angeblich einem Reuterschen Agenten in Colesberg (Capcolonie) folgende Mittheilungen über De Wet gemacht: Derselbe sei zweifellos persönlich für einen großen Theil des im Lande angerichteten Schadens und Elends verantwortlich, seine Nerven seien zerrüttet, und darum sei er unvernünftig und grausam, selbst seinen getreuesten Anhängern gegenüber. Seit der Einnahme von Dewetsdorp scheine er alle Selbstbeherrschung verloren zu haben. Eines Tages habe er zu Steijn, der sich an der Berathung des Kriegsplanes betheiligen wollte, gesagt: „Nimm lieber eine Büchse und kämpfe, anstatt hier Reden zu halten." Seine Anhänger seien davon überzeugt, daß er „bis zu einem gewissen Grade den Verstand verloren hatte, und das sei auch kein Wunder, denn die Aufregungen, die er während der Monate langen Verfolgungen durchzumachen gehabt, könne kein Mensch ertragen. Uebrigens suche De Wet nicht mit persönlichem Muth zu paradiren, er habe wiederholt, um sein Verschwinden zu entschuldigen, gesagt, ein General habe nichts im Feuer zu suchen; aus diesem Grunde habe er viele Anhänger verloren. Das Geheimniß seiner Erfolge sei eben nichts weiter als seine grenzenlose Hartnäckigkeit.

Der Correspondent beschreibt dann die ungeheuren Strapazen, denen die englischen Truppen ausgesetzt sind. Fast einen Tag um den anderen gehe es ein Gewitter mit strömendem Regen und die Soldaten müßten manchmal Tage und Nächte direct im Wasser liegen. Merkwürdig sei es, wie wenig Nahrung nothwendig sei, um die Leute bei Kräften zu erhalten. Des Morgens ungefähr um 4 Uhr bekämen sie nur eine Tasse Kaffee und ein Biscuit, und damit marschirten sie bis Nachmittags 3 oder 4 Uhr. Dann erhielten sie, wenn die Transporte zur Hand seien, reichlich frisches Fleisch und Jam, Thee oder Kaffee; mehr verlangten sie am Tage gar nicht und befänden sich dabei außerordentlich wohl.

Wie man sieht, vertheilt der betreffende Correspondent Licht und Schatten sehr ungleich, aber seine Phantasien dürften wenigstens den Zweck erfüllen, zur Erheiterung unserer Leser ein wenig beizutragen.

Die Entsendung einer deutschen Ambulanz zu den Boeren und das deutsche Rothe Kreuz.

In den „Alldeutschen Blättern" wird mitgetheilt, daß der Alldeutsche Verband die Absicht gehabt habe, zu den Boeren eine neue Ambulanz zu entsenden, die aus den vom Alldeutschen Verband gesammelten Geldern ausgerüstet werden sollte, da die Boeren insbesondere an Aerzten und ärztlichen Hilfsmitteln, Medicamenten, Verbandzeug ꝛc. schweren Mangel leiden. Eine genaue Prüfung der Sachlage und der von einer größeren Zahl sachverständiger und ortskundiger Männer eingeholte Rath habe leider ergeben, daß an ein Durchbringen einer Ambulanz mit den nöthigen Mengen ärztlicher Hilfsmittel von Lourenço Marques aus nicht zu denken sei, wenn man nicht die Erlaubniß erhielte, die englischen Linien zu passiren. Diese Erlaubniß könnte aber nur das deutsche „Rothe Kreuz" erhalten, wie dies kürzlich das holländische „Rothe Kreuz" trotz vieler englischerseits gemachter Schwierigkeiten doch durchgesetzt habe. Das deutsche „Rothe Kreuz" hat aber seine Ambulanz bereits im Sommer vergangenen Jahres vom Kriegsschauplatz abberufen, und, obgleich ihm noch 60 000 ℳ aus den von ihm für diesen Zweck gesammelten Geldern zur Verfügung stehen, sich bisher gegen Anregungen zur Entsendung einer neuen Ambulanz ablehnend verhalten. Dies erscheint um so merkwürdiger, als Oberstabsarzt von Pannwitz seinerzeit gegen die dem belgischen „Rothen Kreuz" angegliederte deutsch-belgische Ambulanz, an deren Ausrüstung sich auch der Alldeutsche Verband betheiligt hatte, in der Oeffentlichkeit Stimmung zu machen versucht hatte und man daher hätte annehmen müssen, daß das deutsche „Rothe Kreuz" eine völlig ausreichende und bis zum Ende vorhaltende Hilfeleistung beabsichtige. Der Artikel weist darauf hin, daß kürzlich Herr Pastor Bodelschwingh in Bielefeld in einem Rundschreiben mitgetheilt habe, er habe sich an das „Rothe Kreuz" mit der Bitte gewandt, die in China freiwerdenden Ambulanzkräfte nach Südafrika zu dirigiren, und es bleibe daher nur die Hoffnung, daß der durch seine Werke edler Menschlichkeit so hochverdiente Mann baldigst eine befriedigende Antwort erhalte.

* **London**, 6. April. (Telegramm.) Lord Kitchener meldet aus Pretoria vom 5. April: Oberst Plumer besetzte ungehindert Pietpotgieterdrift. General French erbeutete noch ein Pompomgeschütz, das letzte, das der Feind noch im Südostdistrict hatte, ferner viele Wagen und Vieh. Er machte außerdem zahlreiche Gefangene. Ein Theil der Boerentruppe zog, den Oranje-Fluß überschreitend, aus der Capcolonie nach der Oranjefluß-Colonie.

* **Dundee**, 5. April. Die Generale Dartnell und Elderton verhinderten den Feind in der Gegend von Brakfield, nordwärts zu fliehen, und vertrieben ihn südwärts. Sie nahmen hundert Wagen und etwa 1000 Stück Vieh. Der Feind stürzte ein bedrängt ein Pompomgeschütz einen Abhang hinab. Zahlreiche Boeren begeben sich nach der Grenze von Zululand. (?)

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 6. April.

Der Behauptung, der Kaiser habe beim Empfange des Präsidiums des Herrenhauses unter Anderm gesagt: „Ehe sie den **Canal** nicht schlucken, unterschreibe ich die **Zolltarife** nicht, und zwar unterschreibe ich nur die, die ich will", ist die „Post" bekanntlich mit der Versicherung entgegengetreten, der Kaiser habe „bei keinem einzigen der Empfänge parlamentarischer Abordnungen, und auch in keiner sonstigen Audienz in letzter Zeit die Canalfrage oder die Frage des Zolltarifs irgendwie berührt". Da aber die Veröffentlichung der vom Kaiser auf die Glückwünsche der Präsidien beider Häuser des preußischen Landtags ertheilten Antworten noch immer nicht erfolgt ist, die „Post" weder als Organ des Kaisers, noch als Sprachrohr beider Präsidien gilt und die Mehrheit der preußischen Conservativen sich der Absicht bewußt ist, die Entscheidung über die Canalfrage zu verschleppen, bis ein ihre Wünsche befriedigender Zolltarif vorliegt, so startet in diesen Kreisen die Versicherung der „Post" nur bedingten Glauben. Man sagt sich auf dieser Seite, daß es so gar verwunderlich nicht sein würde, wenn der Kaiser seinem Mißmuthe über jene Verschleppungsmanöver drastischen Ausdruck gegeben hätte. Aber weit entfernt daran, sich die Hauptschuld an der Mißstimmung des Monarchen zuzuschreiben und ihr eignes Verhalten zu ändern, thun die betreffenden Kreise, als ob sie „verärgert" worden wären und sich nun auf einen Weg gedrängt sähen, den sie bisher zu vermeiden gesucht hätten. Wie wenig diese Darstellung den Thatsachen entspricht, ergiebt sich daraus, daß der Abg. Freiherr v. Zedlitz in der ersten Sitzung des Abgeordnetenhauses, die sich mit der neuen Canalvorlage beschäftigte, wörtlich erklärte:

„Es ist klar, daß man darüber, ob man in einer so weit tragenden Verkehrspolitik jetzt den ersten Schritt mit der Canalvorlage machen kann, ein sicheres Urtheil erst gewinnen kann, wenn feststeht, wie künftig sich der Zolltarif gestalten wird, wie unsere Beziehungen zum Auslande in Bezug auf Zölle und Handelsverhältnisse sich gestalten werden."

Am folgenden Tage, am 5. Februar, sah er sich freilich aus taktischen Gründen veranlaßt, den ihm gemachten Vorwurf, Canalvorlage und Zolltarif mit einander zu verquicken, in einer gewundenen Erklärung von sich abzuwälzen. Und in derselben Sitzung erklärte der weiter rechts stehende Abg. v. Pappenheim:

„Es ist unrichtig, daß wir beabsichtigen, die Bewilligung des Zolltarifes von der Bewilligung dieses Gesetzentwurfs abhängig zu machen. In meiner Fraction denkt kein Mensch daran, und ich erkläre das hier im Auftrage meiner politischen Freunde, und ich hoffe, damit dieses Märchen zerstört zu haben". (Bravo! rechts. Zuruf links: Zedlitz!)

Jetzt, nachdem das angebliche Kaiserwort über Canal und Zolltarif colportirt worden ist, treten die Preßorgane der Herren mit ihrer ursprünglichen Absicht, die Entscheidung über den Mittellandcanal hinauszuschieben, bis ein sie befriedigender Zolltarif vorliegt, frank und frei hervor, und wenn nach Ostern in der Commission der Mittellandcanal in Angriff genommen werden wird, darf man mit Sicherheit erwarten, daß die Herren wenigstens andeutungsweise die Schuld an ihrer oppositionellen Haltung den Berathern der Krone aufzulasten versuchen, die durch falsche Information des Monarchen diesen dahin gebracht hätten, alle selbstverwaltenden conservativen Politiker zu dem Beweise zu zwingen, daß sie keine „Schlucker" seien. Die Vertreter der Regierung kommen dadurch in eine üble Lage. Können sie auch dem Abg. Frhrn. v. Zedlitz nachweisen, daß seine neuerliche Haltung vollständig seiner ursprünglichen entspricht, so vermögen sie doch, da sie weder bei jenen Aeußerungen zugegen gewesen sind, noch auf authentische, im „Reichsanz." veröffentlichten Berichte über die Auslassungen des Kaisers verweisen können, Falschmeldungen über diese Auslassungen nicht in überzeugender Weise entgegenzutreten und Schlüssen, die aus solchen Meldungen gezogen werden, nur mit geringer Aussicht auf Erfolg entgegenwirken. Die Aussicht auf Klärung der innerpolitischen Lage nach Ostern ist also nicht tröstlich und sie wird das auch nicht dadurch, daß das Centrum sich wieder als den Retter in der Noth anpreist, zur Canalfrage sich entgegenkommend stellt und die extremen Agrarier und Conservativen ernstlich vor Ueberspannung des Bogens warnt. Muß in der Canalfrage die preußische Regierung und muß bei der Zolltariffrage die Reichsregierung auf die guten Dienste des Centrums sich verlassen, so gehen die Actien dieses Bank- und Handelshauses noch mehr in die Höhe.

Zu den **finanziellen Beziehungen des Reiches und der Bundesstaaten** haben die Verhandlungen des weimarischen Landtages einen weiteren, leider wenig erfreulichen Beitrag geliefert. Bei der Etatsberathung am 3. d. Mts. wurden durch den Berichterstatter des Finanzausschusses als Ueberschüsse aus den Ueberweisungen des Reiches nachgewiesen für 1896 — 247 032 ℳ 89 ₰; für 1897 — 42 024 ℳ 12 ₰; für 1898 — 123 393 ℳ 62 ₰, in Summa 412 450 ℳ 3 ₰. Für 1899 war von Seiten Weimars ein Zuschuß an das Reich von 94 827 ℳ 31 ₰ nöthig, so daß zur Einstellung in den weimarischen Etat — das Großherzogthum hat dreijährige Finanzperioden — ein Restbetrag von 317 622 ℳ 62 ₰ vorhanden ist. Da nach Schätzung eines Regierungscommissars für 1900 etwa 209 000 ℳ an die Reichscasse herauszuzahlen sein werden, so würde nur noch ein Rest von 108 622 ℳ 62 ₰ verbleiben. Auf eine günstigere Gestaltung der gegenseitigen finanziellen Beziehungen sei bei den gesteigerten Anforderungen des Reiches für Heer und Marine für die nächste Zeit kaum zu rechnen. Daß es über diese Sachlage zu ziemlich lebhaften Auseinandersetzungen und zu einer nachdrücklichen Betonung einer Reichsfinanzreform in der Richtung der Selbstständigmachung des Reiches kam, ist um so verständlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Sachsen-Weimar-Eisenach an und für sich schon hohe Steuern aufzubringen hat. Wenn die freisinnigen und die socialdemokratischen Landtagsabgeordneten unisono die Einschränkung der Ausgaben für den Militarismus zu Wasser und zu Lande forderten, ein Ansinnen, dem vom Regierungstisch und von anderen Abgeordneten sachlich und ruhig entgegengetreten wurde, so ist lediglich verwunderlich, daß jene Herren ihre im Uebrigen nichts Neues aufwerfenden Anschauungen nicht zu einem Abrüstungsantrage verdichteten. Die politische Gesammtlage hat mit der des Jahres 1869 doch wohl einige Aehnlichkeit und müßte es dem unentwegten Freisinn, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, erleichtern, an alte Traditionen anzuknüpfen. Die in Weimar gegebenen Aufschlüsse haben das Gute, daß sie gründlich vorbereitend für die anderen Bundesstaaten, zumal auch für Sachsen, wirken, wo die Finanzfrage auch aus anderen Gründen eine brennende ist. Was vor vier Jahren, im Landtage 1897/98, bei einiger Einsicht und Voraussicht verhältnißmäßig leicht gewesen wäre, wird sich jetzt unter dem Drucke der harten Nothwendigkeit zu vollziehen haben, wobei der agrar-conservativen Mehrheit der Zweiten Kammer Gelegenheit gegeben ist, **den Beweis für ihre Regierungsfähigkeit zu erbringen.**

Die Abberufung des russischen Geschwaders aus dem Hafen von Toulon veranlaßt in den meisten Pariser Blättern lange Betrachtungen und weit auseinander gehende Vermuthungen.

Der russische Consul in Toulon sagte einem Ausfrager, der Befehl sei ertheilt worden, weil man in Petersburg dem italienischen Flottenbesuche seinen Charakter eines Höflichkeitsaustausches zwischen Frankreich und Italien lassen und vermeiden wolle, daß die Russen bei gleichzeitiger Anwesenheit die eigentlichen Helden der Feste würden. Die Auskunft des Consuls ist nicht zutreffend: Die russischen Schiffe verlassen Toulon, weil Frankreich in Petersburg die Ertheilung des entsprechenden Befehls als wünschenswerth bezeichnet hatte. Bei gleichzeitiger Anwesenheit eines russischen Geschwaders von sieben Schiffen hätten die Feste den Eindruck machen können, als feiere man den Eintritt Italiens in den Zweibund, wobei es wohlverstanden wäre, daß der italienische Eintritt nach Ablauf des nicht erneuerten Dreibundes erfolgen würde. Einen solchen Anschein zu erwecken, hat Frankreich heute kein Interesse, denn man weiß hier, daß Italien aus dem

Feuilleton.

5]

Der Oger.

Roman von Hermann Birkenfeld.

Nachdruck verboten.

Draußen ist langsam ein Einspänner vorbeigefahren, und dessen Insasse, ein junger Mann mit glattrasirtem, rothem Gesicht und funkelnden Brillengläsern vor den Augen, hat vertraulich nach den Dreien hinübergegrüßt.

Rudolf hat ihn nicht erkannt.

„Und Du?" fragt Heini die Schwester.

Sie ist noch roth von vorhin.

„Ein neuer Rechtsanwalt. Vetter heißt er, und war bis vor vier Wochen als Assessor in Stettin. Da kam er zuweilen in den „Seehund".

„Zu Onkel Klaus?" Verkehrt bei dem jetzt so Feines?"

„Er hatte für die Herren ein Hinterstübchen."

„Wo Du sie bedienteſt?"

Sie zieht die Lippe hoch.

„Sage ich nun ja, so wirst Du wild; sage ich nein, so glaubst Du's doch nicht."

„Stimmt!" brummt Heini und sieht sehr finster in sein Glas.

Lisa springt auf.

„Nun, also — sage ich gar nichts. Denk' Dir meinethalben, was Du willst; aber wenn Du 'mal wieder auf Urlaub fährst, so bring' keine Laune mit, hörst Du? So 'was steht Dir nicht. Komm, Rudi, wenn Du geschmeidt bist; mit dem da ist heute nichts anzufangen."

Rudolf macht eine halbe Bewegung, gleichfalls aufzustehen.

„Ich denke, wir gehen Alle", sagt er dabei.

Heini indessen will nicht.

„So bleibe ich auch hier."

„Und ich gehe allein", ruft Lisa heftig und sieht dabei zu Rudi hinüber. Dieser fühlt ihren Blick.

„Nein, nein, da komme ich lieber mit. — Du nicht auch?" fragt er seinen Freund noch einmal.

Der aber schüttelt unwirsch den Kopf.

„Lauf' nur mit ihr, für alle Fälle. 's ist ja auch besser, wenn sie unter Aufsicht ist."

Draußen hängt sie sich an Rudi's Arm.

„Weißt Du, was er sagen wollte? Er meint, ohne Dich ginge ich jetzt irgend wo zu 'nem Stelldichein mit dem geschniegelten Esel von Rechtsanwalt. Er mag sich auf seinen Fahrten nette Begriffe von uns Mädchen zugelegt haben, daß er immer gleich das Schlimmste annimmt; denn seit ich in Stettin war, traut er mir nicht über den Weg. Glaubst Du auch, ich wäre gleich in jedes glatte Gesicht verschossen gewesen, das sich herbeiließ, bei Onkel Klaus ein Glas Bier zu bestellen? Glaubst Du's, Rudi?"

Oh nein, das glaubt er ganz und gar nicht. Schon deshalb nicht, weil er über derartige Dinge nie nachgedacht hat. Und zudem überlegt er kaum, was er jetzt sagt; denn an der Wange fühlt er ihren Athem, auf dem Arm den Druck ihrer Hand. Und er sucht sie zu beruhigen. Aber — ein Aber findet sich allemal so leicht, auch bei willigstem Vertrauen, und so spricht er denn jetzt — stockend, mit heißer Wange: „Aber Du bist mit — sehr vielen jungen Männern — zusammengekommen?"

Sie nickt.

„Mit Anständigen und Flegeln, das versteht sich. Und ob unter diesen — ich weiß, was Du sagen willst, und wenn mich's ein Anderer fragte, zerkratzte ich ihm das Gesicht — — Du siehst, ich bin die Katze geblieben — aber Dir — nein, Rudi, bei Gott im Himmel kann ich's schwören: Einer ist mir so gleichgiltig geworden wie der Andere. Die sage ich's; denn Du sollst nicht schlecht von mir denken, Du nicht." Es klingt wie ein versteckter — nein, wie ein offenes Liebesgeständniß. Fühlt sie, wie sein Arm bebt? „Was siehst Du mich so feierlich an, närrischer Rudi?" fragt sie und wiederholt es: „Närrischer Rudi!" Und dann fährt sie ihm wieder mit der Hand in die Locken, läßt ihn aber gleich darauf fahren und ruft: „Adieu, Herr Oger!"

Ehe er sich's versieht, ist sie zehn, zwanzig Schritt vor ihm. Er hinter ihr drein. Eine lustige Jagd. Kinder wie vor fünf Jahren!

„Katze", ruft er, als er sie gefaßt hat. Dann lassen sie sich los, schreiten vernünftig nebeneinander her, sie ernsthaft redend von diesem und jenem. Nach Stettin will sie nicht wieder; sie meint, ihr Vater habe sie zu nöthig.

Er weiß, warum: Karl Flügge gilt nicht mit Unrecht für einen Trunkenbold. Deshalb billigt er ihren Entschluß, zugleich eine jähe Freude empfindend, sie jetzt öfter sehen zu können. Dabei fällt ihm indeß ein, wie schwierig, zumal nach Ablauf von Heini's Urlaub, der Verkehr mit ihr werden wird. Das macht ihn wieder nachdenklich.

Nach einer Weile beginnt sie das alte Spiel von Neuem, läuft fort, versteckt sich hinter den Bäumen, taucht ihm im Rücken auf, während er sie vor sich sucht. Einbrechende Dämmerung begünstigt das kindische Thun.

Den Hut trägt sie jetzt trotz der zunehmenden Kühle am Arm, und von ihrem Haar hat sich eine Flechte gelöst und fällt in schwarzer Fluth über ihr helles Gewand den Rücken hinab.

Als sie sich endlich wieder zusammenfinden, erklärt sie, hungrig zu sein, und er muß gestehen, an etwas Eßbares nicht gedacht zu haben.

„Natürlich nicht!" spottet sie. „So sind die fürsorglichen Herren", zieht ein Stück Brod aus der Tasche und hält es ihm hin. „Da siehst, ich gäbe eine gute Hausfrau ab, da ich von uns Dreien allein den vernünftigen Gedanken hatte, mir das im Wildfrag zu kaufen. Magst Du?"

Da er noch zögerte, beißt sie mit ihren blanken Zähnen frisch hinein.

Nun nickt er, und bereitwillig theilt sie.

Nur ein Stück Brod, aber es ist ein vergnügliches Mahl, nach dessen Beendigung sie sich wieder ihm an den Arm hängt.

Leiser Abendwind streicht durch den Wald, raschelt im Laub, weht einzelne Fäden ihres Haares ihm ins Gesicht.

Sie will die Flechte wieder ordnen.

„Laß!" sagte er kurz und greift selbst in das weiche Gewoge, ungeschickt natürlich, wie es von ihm, dem Oger, zu erwarten ist.

„Du thust mir weh!"

In der That hätte er sie beinahe hintenübergezogen, und sie wäre gefallen, wenn sein Arm sie nicht im nämlichen Augenblick umfangen hätte.

Wie ein elektrischer Strom durchzuckt es ihn, eine Funkengarbe flammt für einen Moment vor seinem Auge, als er ihren Kopf an seiner Brust fühlt; mit einem Male kommt das so über ihn, die Summe überschüssiger, gährender Kraft an ihr zu erproben. Hochauf schwingt er sie, wie eine Puppe, und da er sie auf den Boden niedersetzt, preßt er sie an sich und seine Lippen auf die ihren.

„Laß!" bittet sie; „Du erdrückst mich", aber in der nächsten Secunde hängt sie an seinem Halse, in lustigem Lachen ihn umschlingend. Dann ein paar heiße, wilde Küsse, und dann fühlt er in seiner Wange ihre spitzen Zähne. „Katzenzähne!" ruft sie, „jetzt hab' ich Dich gezeichnet, und Du gehörst mir; verstehst Du, was das heißt? Mir — mir! Und ich tödte uns Beide, wenn Du eine Andere liebst."

Der Biß schmerzt ihn gar nicht; erst viel später fühlt er, daß etwas Warmes ihm über die Wange hinabtropft.

Noch einmal hebt er sie empor und sie jauchzt laut auf und wieder küßt er ihre Lippen und —

„Famos! Der Oger und des versoffenen Flügge Tochter! Gratulire!"

Blitzschnell fährt das Paar auseinander.

Ulrich Fetthenne! Gleich ihnen auf dem Wege zur Stadt, aus einem Seitenpfade den ihrigen betretend. Er hat es offenbar eilig; denn er ist allein und nach solchem Hohn dem Oger und — schließlich auch der schwarzen Katze da — gegenüberzutreten, scheint nicht rathsam. Mit ein paar Sätzen ist er den Waldweg entlang.

Nur nicht rasch genug, daß Rudolf Lammert ihn nicht einholt, herumwirbelt, wie einen Ball.

„Sag's noch 'mal, Feigling!"

Ulrich ist wachsbleich geworden. Aber die Tapferkeit fordert, nicht schlankweg klein beizugeben, nun er die unbedachten Worte nicht ableugnen kann.

„Werd's bleiben lassen, hier draußen. Was ich in der Stadt sage, das sind ja wohl meine Sachen", erwidert er trotzig und wendet sich zum Gehen.

Doch er kommt nicht dem Fleck.

Der ganze, durch Jahre verhaltene Groll gegen den alten Gegner kommt mit einem Male in dem Oger zum Ausbruch. Mit der Wildheit eines ungebändigten Stieres springt er auf seinen Feind ein, mit Cyclopenkraft umfaßt er ihn. Seine Nägel, die ihm das Gesicht zerkratzen, schmerzen ihn so wenig, wie vorhin Lisa's Biß. Es scheint ein Ringen auf Leben und Tod zu werden.

Dies Bewußtsein hat wohl auch Ulrich Fetthenne. Mit dem verzweifelten Muth des Feiglings setzt er sich in seiner ganzen Stämmigkeit zur Wehre.

Es hilft ihm nichts. Wie vor Jahren auf dem Kirchplatz, so stürzt er jetzt unter des Oger's Griff im Walde zusammen, blos daß es diesmal ohne Schrei, nur mit einem kurzen Stöhnen, abging — zugleich aber mit einem Krachen, einem Knall, wie ein Büchsenschuß, daß die Kämpfenden keine Kinder mehr, sondern starke Menschen sind, und daß der Oger die Hand nicht eher von seines Opfers Kehle losläßt, als bis Lisa Flügge herankommt und laut aufschreiend neben den Beiden in die Knie sinkt.

„Oh Ruding, Ruding, was hast Du gethan!"

Da steht Rudolf Lammert keuchend auf, streicht mit der Hand über seine Stirn und sieht finster auf die Kniende hinab, die vergeblich Ulrich's Kopf von der Baumwurzel zu heben sucht. Er sinkt schlaff zurück.

„Wenn er todt wäre!"

Der Oger rührt sich nicht. Weder Furcht, noch Reue empfindet er in diesem Augenblick.

„Er hat Dich beschimpft — und mich", murmelt er grollend und starrt auf den Körper des Besiegten.

Ulrich's Augen sind geschlossen; unheimlich hebt sich im Zwielicht die fahle Blässe seines Gesichtes vom Waldboden ab.

Durch Lisa's Körper fliegt ein Zittern.

„Komm!" raunt sie.

SLUB
Wir führen Wissen.